

Prof. Dr. theol. Dr. med. Walter Schaupp

Walter Schaupp studierte Medizin und Theologie. 1985 wurde er zum Priester geweiht. Nach einer mehrjährigen Tätigkeit als Studentenseelsorger und Lehrer sowie als Assistent an der theologischen Fakultät Albert-Ludwigs-Universität Freiburg habilitierte er sich 2002 im Fach Moraltheologie. Seit 2003 ist Walter Schaupp Professor am Institut für Moraltheologie in Graz.



Walter Schaupp

Weltauftrag der Orden aus soziologisch-pastoraltheologischer Sicht¹

Die konkrete Gestalt des Ordenslebens hat sich schon immer aus zwei Momenten ergeben, aus dem Wunsch der Nachfolge Jesu beziehungsweise dem Verlangen, ein radikal vom Evangelium her bestimmtes Leben zu führen, und andererseits aus dem – mehr oder weniger bewussten – Versuch, eine Antwort auf bestimmte Probleme und Nöte der jeweiligen Zeit zu geben. Deshalb setzt ein lebendiges Ordensleben neben einem lebendigen Gottesbezug auch einen lebendigen Weltbezug voraus, was auch immer das genauer heißen möge. Wenn heute viel von einer Krise des Ordenslebens die Rede ist und wenn gleichzeitig, auch unabhängig von einer solchen Krise, die Forderung des zweiten Vatikanischen Konzils im Raum steht, die Ordensgemeinschaften müssten ihre gegenwärtige Identität durch einen Rückgang auf ihr ursprüngliches Charisma neu finden, dann wird dies

neben einem neuen Bemühen um die kontemplative Dimension auch eine neue Rückfrage nach der Welt erfordern, in der diese Gemeinschaften heute leben und existieren. Diese Offenheit für die Welt und diese ihre Neuaneignung dürfen nicht so missverstanden werden, als ginge es dabei um die immer wieder plakativ denunzierte „Angleichung“ der Kirche an die Welt. Natürlich gibt es diese falsche „Angleichung“ an die Welt, aber es gibt eben auch die falsche Negation dieser Welt, die nicht fähig ist, in ihr die Welt Gottes zu erkennen, die sie immer bleibt. In diesem Sinn kann es nie Ziel des Ordenslebens sein, die Welt zu „verlassen“, wie dies immer wieder formuliert wurde, sondern Ziel des Ordenslebens müsste es sein, aus der Begegnung mit Gott heraus die Welt zu verwandeln. Dies aber ist nur aus einer tiefen inneren Solidarität mit dieser Welt heraus möglich.

1. Die Zeichen der Zeit lesen

Das Zweite Vatikanische Konzil spricht von den „Zeichen der Zeit“, die die Kirche zu lesen habe, um die Zeithermeneutik, um die es hier letztlich geht, zu umschreiben. In *Gaudium et Spes* 4 heißt es, dass nur dann, wenn diese Zeichen richtig verstanden werden, die Kirche „auf die bleibenden Fragen der Menschen ... Antwort geben“ kann: *„Zur Erfüllung dieses ihres Auftrags obliegt der Kirche allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten. So kann sie dann in einer jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen ... Antwort geben“*. In dieser Formulierung sind die Zeichen der Zeit so etwas wie die Anknüpfungspunkte für die christliche Botschaft. Sie müssen von der Kirche verstanden werden, wenn Kirche und Welt nicht aneinander vorbei reden wollen.

In *Gaudium et Spes* 11 wird der Gedanke jedoch radikal vertieft, da nun gesagt wird, dass Gott in und durch diese Zeichen zur Kirche spricht: *„Im Glauben daran, dass es vom Geist des Herrn geführt wird, der den Erdkreis erfüllt, bemüht sich das Volk Gottes, in den Ereignissen, Bedürfnissen und Wünschen, die es zusammen mit den übrigen Menschen unserer Zeit teilt, zu unterscheiden, was darin wahre Zeichen der Gegenwart oder der Absicht Gottes sind.“* Das Erstaunliche ist, dass hier von einer Gegenwart Gottes in der Welt die Rede ist, sowie davon, dass Gott von außen, aus der Welt, zur Kirche „spricht“, indem in gesellschaftlichen Entwicklungen und Ereignissen seine Absichten sichtbar werden. Hier geht es um mehr als nur um die Stum-

me Präsenz Gottes als Schöpfer; es wird auf den Geist Gottes Bezug genommen, der auch außerhalb der Kirche die Menschen bewegt und Entwicklungen vorantreibt.

Fragt man nun, worin diese Zeichen konkret bestehen, was also genau der „Text“ ist, der hier zu lesen ist, dann ist von den „Bedürfnissen“ und „Wünschen“ der Menschen, von ihrer „Trauer“ und „Angst“ die Rede; dann aber auch allgemein von gesellschaftlichen Entwicklungen und Ereignissen. Es gibt also eine *individuelle* wie auch eine *kollektiv-gesellschaftliche* Dimension. Hier soll der Akzent auf die individuell-biographische Dimension gelegt werden: Wünsche und Hoffnungen, wie auch Freude und Leid gibt es immer und primär nur im Leben individueller Menschen und im Kontext konkreter Biographien. Will man sich also mit den Zeichen der Zeit beschäftigen, muss man sich auf das Leben und die konkreten Erfahrungen der heutigen Menschen einlassen und versuchen, sie im Licht des Evangeliums zu deuten. Trifft es zu, was das Konzil sagt, dann werfen diese Erfahrungen ihrerseits ein neues Licht auf das Evangelium und verhelfen zu einem neuen Verständnis desselben. Es geht also um einen Zirkel, um ein wechselweises sich Erhellendes, und in diesem Sinn lässt sich tatsächlich von einem „Dialog“ zwischen Kirche und Welt sprechen.

Für unser Thema ergibt sich aus all dem nochmals eine Bestätigung dafür, wie sehr lebendiges Christsein und lebendige Nachfolge eine Auseinandersetzung mit der Welt voraussetzen. Gleichzeitig wird aber auch eine *verfallstheoretische Sicht* der Welt zurückgewiesen, für die die Welt allein ein Ort der Entfremdung



und des Niedergangs ist, eine dunkle Hintergrundfolie, vor der die Kirche sich als leuchtender Ort des Heils abhebt. Die Versuchung zu einer solchen negativen Weltsicht hat in den letzten Jahrzehnten wieder zugenommen. Dies hängt sicher mit den vielfältigen Krisenerscheinungen zusammen, die die Kirche aber auch die Orden derzeit durchleben: zum Beispiel der gesellschaftliche Machtverlust der Kirche (sinkender Einfluss auf gesetzliche Entwicklungen), offene und scharfe Kritik von außen durch die Gesellschaft (Missbrauchsfälle), aber auch eine steigende innerkirchliche „Unruhe“ durch interne Auseinandersetzung um Themen wie Amtsverständnis, Zölibat und Frauenpriestertum. Sehr leicht werden dann z.B. innerkirchliche Spannungen auf den Einfluss eines „Ungeistes“ zurückgeführt, der von außen, eben von einer prinzipiell gottfernen Welt, in die Kirche eindringt und hier zu Verunsicherung führt. Dies macht eine weitere Gefahr sichtbar, die Versuchung nämlich, dass Phänomene dort, wo sie auf den ersten Blick als befremdlich oder verstörend wirken, beiseitegeschoben werden oder gar als Anti-Zeichen, als Zeichen von Gottlosigkeit und Entfremdung gedeutet werden, obwohl sie in Wirklichkeit, von Gott her gesehen, eine Aufforderung an die Kirche darstellen, sich neuen Einsichten zu öffnen. Natürlich bedeutet all das nicht, dass alle gesellschaftlichen Entwicklungen „gut“ und als verborgene Zeichen des Reiches Gottes zu lesen sind. Dies würde bedeuten, die Realitäten von Sünde und Entfremdung in der Welt nicht ernst zu nehmen. Sicher ist jedoch, dass es gerade heute und gerade auch für das Ordensleben als Grundhaltung einen liebevollen, sympathisierenden Blick

auf die Welt braucht, um überhaupt fähig zu werden, die Präsenz Gottes in ihr und im Leben der einzelnen Menschen wahrzunehmen. Dieser Blick darf die Welt nicht „verwerfen“, sondern muss geduldig versuchen, sie auf Gott hin transparent zu machen. Dies soll im folgenden Abschnitt anhand einiger aktueller Entwicklungen geschehen. Es geht dabei um eine Art Zeitdiagnostik, die mit dem Wirken Gottes in der Welt rechnet, die Probleme und Aporien wahrnimmt, aber gleichzeitig versucht, darin positive Herausforderungen für die Gestalt des christlichen Lebens und des Ordenslebens heute zu sehen.

2. Versuch einer Zeitdiagnostik

Naturalisierung

Wir stehen heute vor einer konsequenten und umfassenden Naturalisierung des Menschen und der Welt, die auch durch die oft zitierte Renaissance des Religiösen nicht wirklich aufgefangen wird. Gemeint ist, dass Evolutionsbiologie und andere Wissenschaften uns das Universum und das menschliche Leben immer konsequenter auch ohne Gott erklärlich machen und so der Sinn für eine Wirklichkeit jenseits der physikalischen Realität schwindet. Leben ist unter bestimmten Rahmenbedingungen aus anorganischer Materie entstanden und hat sich zu immer komplexeren Formen und Stufen weiterentwickelt. Der menschliche „Geist“ ist ein Emergenzphänomen evolutiv selektierter und hochkomplexer biologischer Prozesse in unserem Gehirn. „Gott“ ist wiederum ein Konstrukt des nach Sinn suchenden menschlichen Geistes. Vorstellungen von Gott und von transzendtem Sinn stabilisieren unser Leben und befrie-

digen das menschliche Bedürfnis nach Sinn und Kohärenz, ohne dass ihnen eine „objektive Realität“ entsprechen würde. Restprobleme bleiben nur noch am weit entfernten Anfang der Evolution, im Hinblick auf eine befriedigende Erklärung des Urknalls, der den Prozess in Gang gebracht hat.

Die konsequent naturalistische Interpretation, die den menschlichen Blick in allem streng auf physikalische Prozesse lenkt, hat zu einem enormen Gewinn an Kontrolle und Macht über die Natur und im Besonderen auch über das Leben geführt. Wir können die Natur, auch die lebendige, immer mehr nach unseren Wünschen umformen und auf dieser Linie wird das „Heil“, das man früher religiös als Geschenk und Tat Gottes erhofft hat, immer mehr zu einer planbaren und herstellbaren Größe. Religiöse Erfahrung gibt es natürlich nach wie vor, aber diese wird tendenziell zu einem neurobiologisch aufklärbaren Phänomen (vgl. die entsprechenden Bemühungen der Neurotheologie). Religiöse Erfahrung zu „verstehen“ bedeutet dann, sie neurobiologisch oder psychodynamisch „erklären“ zu können.

Dieser Diffusion des Transzendenten wird derzeit unter anderem im „Neuen Atheismus“ spürbar, der auf diesem Hintergrund mit allen Mitteln versucht, die „Irrationalität“ religiöser Vorstellungen aufzuzeigen (vgl. Richard Dawkins oder Sam Harris). Die zweite Stoßrichtung dieser Strömung ist im Übrigen eine völlig andere, nämlich eine ethisch-moralische, die These nämlich, Religionen würden langfristig mehr Unheil und Leid verursachen, als zu dessen Überwindung beizutragen.

Versucht man eine Deutung dieser Entwicklungen, dann ergibt sich als Ers-

tes, dass die Gottesfrage heute zentral geworden ist. Der früher so selbstverständlich zur Welt gehörende Gott ist entschwunden und muss neu gesucht und erfahren werden. Was die Menschen heute bewegt, ist, ob und wie man angesichts dieser Entwicklungen noch an Gott glauben kann und wie dieser Gott zu denken ist. Daher lässt sich sagen, dass die Gottesfrage heute vorwiegend im Modus der Suche präsent ist. Es dominieren nicht die Sicherheit und Klarheit eindeutiger Definitionen und Abgrenzungen, sondern ein sich Annähern an etwas Unsagbares, vielfältige Versuche, eigene Erfahrungen und Ahnungen adäquat zu deuten. In all diesen Suchprozessen wird die eigene, subjektive Erfahrung zentral, die geprüft und verstanden werden will. Daher haben Menschen ein starkes Bedürfnis, über ihre Gottsuche und mögliche Erfahrungen von Gott zu sprechen, haben aber gleichzeitig Schwierigkeiten, ein „fertiges“ Gottesbild kirchlich auferlegt zu bekommen (darin wurzelt unter anderem die Krise der Kirchen als Institutionen). Die gegenwärtige Renaissance des Spirituellen und Religiösen, die es in meinen Augen tatsächlich gibt, mag in Vielem kritisierbar sein (egozentrisch, gefühlsbetont, losgelöst von ethischer Verantwortung, diesseitsbezogen, ...), sie ist aber auch dafür ein Zeichen, dass die religiös-spirituelle Dimension doch wesentlich zum Menschen gehört.

Individualisierung und Pluralisierung

Die westlichen Gesellschaften sind derzeit durch eine hochgradige *Individualisierung und durch eine entsprechende Pluralisierung der Werte* geprägt. Auf der ethischen Ebene entspricht dem, dass Freiheit (Recht auf ein selbstbe-



stimmtes Leben) und Gerechtigkeit (gleiches Recht auf Selbstverwirklichung aller Individuen) zu zentralen Werten geworden sind. Dazu kommt, dass Gesellschaften sich den Sinnfragen des menschlichen Lebens gegenüber neutral verhalten müssen und diese in die individuelle Privatsphäre verschieben, sodass tiefergehende Sinnfragen kaum öffentlich thematisierbar und diskutierbar sind.

Gerade diese Entwicklungen werden von der Kirche oft als bedrohlich wahrgenommen und rein negativ beurteilt. Man sieht darin einen Angriff auf die „eine“ und „ewige Wahrheit“, eine „Diktatur des Relativismus“ den modernen Menschen, der sich „seine Wahrheit selbst erschafft“ und sie nicht mehr demütig entgegen nimmt. – Es gibt aber auch eine andere Lesart dieser Phänomene. Individualisierung bedeutet wie erwähnt auch, dass der Anspruch auf subjektive Erfahrbarkeit gestiegen ist und dass höhere Anforderungen an die Ratifizierung im eigenen Gewissen gestellt werden – all dies kann auch zu einer neuen Qualität des Glaubensvollzugs führen und ist zutiefst mit unserer Vorstellung von menschlicher Würde verbunden. Die Pluralisierung der Lebensformen und Lebenskonzepte wiederum könnte theologisch auch so gedeutet werden, dass wir erleben, wie sehr die eine große Heilsgeschichte Gottes mit dem Menschen sich in einer unendlichen Vielfalt individueller Biographien und Erfahrungen bricht – solange nur diese Suchprozesse Wege echter Sehnsucht und Suche sind. Individualisierung und Pluralisierung könnten für die Kirche zu einer Herausforderung werden, neu über Pluralität und Einheit und über die Art und Weise

nachzudenken, wie die eine Wahrheit Gottes in unserer menschlichen Welt präsent ist.

Der perfektionierte Mensch

Eines der zentralen Ziele unserer heutigen Zivilisation ist die Abschaffung von Leid und Schmerz und die Schaffung von Wohlstand für alle. Mehr zu denken jedoch gibt, dass sich dabei keine klare Grenze zwischen Heilung von Krankheit und Vermeidung von Schmerz auf der einen Seite und einer Optimierung des menschlichen Lebens auf der anderen Seite ziehen lässt. Es herrscht Übereinstimmung, dass der heutige Mensch unter den Einfluss bestimmter innerweltlicher Imperative der Vollkommenheit gerät: ästhetische Imperative („vollkommene“ Körper), höhere Leistungsfähigkeit und Genussfähigkeit, ewige Jugend ... Je dominanter diese werden, desto mehr besteht wiederum die Gefahr, dass Formen von Leid, die sich nicht „abschaffen“ lassen, verdrängt beziehungsweise gesellschaftlich marginalisiert werden: behindertes Leben, soziokulturelle Rückständigkeit, Altersprozesse, Demenzen und Sterben. Sichtbar wird hier zunächst, dass der Mensch ein Wesen ist und bleibt, das nach Vollkommenheit strebt. Zudem muss man sich bewusst bleiben, dass die Überwindung von Leid und Schmerz gerade auch in biblischer Sicht eines der zentralen Kennzeichen des Reiches Gottes ist. Alles, was Leid und Schmerz aufhebt, muss zunächst bejaht werden. Irritierend ist jedoch die *Ausblendung von anderen Formen der Vervollkommnung*, nämlich der geistigen, ethischen und spirituellen Vervollkommnung des Menschen, die zu früheren Zeiten viel stärker im Mittelpunkt stand. Dies

wiederum stellt eine Anfrage an die christliche Lebensform dar, wie sie heute gelebt wird und wie sie auch im Ordensleben bezeugt wird: kann hier eine bessere, „heilere“ Vision menschlicher Vervollkommnung sichtbar gemacht werden oder bleibt die christliche Position im reinen Protest gegen die gegenwärtigen innerweltlichen Perfektionismen stecken?

Ökonomisierungsprozesse

Ein weiteres Merkmal unserer gegenwärtigen Welt besteht in der Dominanz der ökonomischen Perspektive. Ökonomischer Blick und Semantik des Marktes durchziehen mit einer immer größeren Selbstverständlichkeit immer mehr Facetten des menschlichen Lebens: Arbeit, Freizeitverhalten (als neuer „Markt“ erschlossen), allgemeiner Lebensstil (ökonomischer Gewinn durch gesündere Lebensweise), ja auch der Bereich des Religiösen (Erarbeitung von Strategien, um am „Markt der Religionen“ erfolgreich zu agieren). Das Grundproblem der Ökonomisierung besteht darin, dass alle Werte in monetäre Werte übersetzt werden und es so keine intrinsischen Werte mehr gibt – das Bewusstsein, dass bestimmte Wirklichkeiten um ihrer selbst willen gut sind, schwindet.

Immer mehr setzt dieses Paradigma sich allgemein durch. Wir erleben das Eindringen der ökonomischen Orientierung in die Kirche(n). Man spricht von einem „Markt der Religionen“, Kirchen müssten sich fragen, welche „Produkte“ sie zu „verkaufen“ haben und man verlangt Orientierung an der „Nachfrage“, das heißt, an den Bedürfnissen potentieller „Kunden“. So hilfreich diese Kategorien sein können, so wichtig ist es

zu sehen, dass das Eigentliche, worum es beim Religiösen geht, sich nicht in diesen Kategorien ausdrücken lässt.

Zur Logik des Ökonomischen gehört auch, dass ständig *Effizienz* gesteigert werden muss, was wiederum zu *Beschleunigungsprozessen* führt. „Zeit“ wird plötzlich vor allem zu einer „Resource“, die optimal „genutzt“ werden muss. Zum Phänomen der Beschleunigung gehört auch, dass neue Produkte immer rascher entwickelt werden und es zu einer korrelierenden beschleunigten Verwerfung der „alten“ Produkte kommt, um neuen und besseren Platz zu machen. Ebenso bedroht eine ungebremste Ökonomisierung die Idee der menschlichen Würde und das dahinter stehende Bedürfnis des Menschen, um seiner selbst willen gewollt und akzeptiert zu sei.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Globalisierung und neue Konflikte

Der gegenwärtige Globalisierungsprozess lässt die Welt kleiner werden und die Menschen zusammenrücken, er führt zu neuen Begegnungsmöglichkeiten und gleichzeitig zu einem intensiveren Bewusstsein um die kulturelle Pluralität unserer Welt. Doch nehmen schon seit längerem auf der anderen Seite Brüche und Konflikte weltweit zu. Dem Abbruch der Berliner Mauer folgte die Errichtung vieler anderer, neuer Mauern. Die Begegnung mit dem Anderen und Fremden führt nicht zu von

selbst zu Verständigung und gegenseitiger Bereicherung, sondern zu Abgrenzungen und Kämpfen um die eigene Identität. Gerade auch in Europa stellt der Umgang mit dem Fremden und Anderen ein steigendes Problem dar.

Diese Entwicklungen gibt es auch bei den Religionen. Hier beobachten wir, wie im Politischen, eine *Wiederkehr der Fundamentalismen*, die an innerer Uniformität, starren Abgrenzungen nach außen und an einer rigorosen Verurteilung und Ausgrenzung von allem Abweichenden interessiert sind. Friedrich Wilhelm Graf spricht in diesem Zusammenhang von einer Wiederkehr einer „harten Religion“². Sozialpsychologisch gesehen ist die Angst vor Identitäts- und Orientierungsverlust ein wichtiger Motor dieser Entwicklungen. Diese Beobachtung halte ich deshalb für wichtig, weil aus geistlicher Sicht eine Atmosphäre der Angst kein guter Nährboden für folgenreiche Urteile und Entscheidungen ist.

3. Herausforderungen für die Orden

Versuchen wir abschließend die Herausforderungen zu bündeln, die sich aus diesen Beobachtungen für ein heutiges Ordensleben ergeben.

1) Angesichts der angesprochenen Naturalisierungstendenzen wird es zuerst darum gehen müssen, *Transzendenz offen zu halten* und so auf die Gotteskrise der heutigen Zeit zu reagieren. Dabei ist es wichtig, wie wir versuchen, Gott präsent zu halten. Je mehr wir wissenschaftlich erklären können, desto mehr wird es um Gott als das *nicht erklärbare Geheimnis* gehen.³ Und wenn die

Gottesfrage heute im Modus der Suche präsent ist, wird es um *Solidarität in und Nähe zu dieser Suche* gehen; wird es mehr um *Erfahrungen* und deren *Deutung* gehen, als um Beweisbarkeit und dogmatische Deduktion. Gerade Ordensgemeinschaften haben die Chance, Orte und Räume einer solchen Gottsuche zu eröffnen. Solche „Räume“ sollten diese Suche lebendig werden lassen und ihr eine Resonanzmöglichkeit verschaffen. Die Mitglieder von Ordensgemeinschaften müssten selbst wie Menschen sein, die sich existentiell und intensiv mit Gott beschäftigt haben und jene Wege der Suche gegangen sind, die die Menschen heute zu gehen haben.

– Zweitens geht es um das Zeugnis einer befreienden Transzendenz in dem Sinn, dass diese Transzendenz eine Ressource des Lebens ist und Leben freisetzt, nicht unterdrückt. – Schließlich gehört es zum Charakter des Geheimnisses „Gott“, dass für seine Wahrheit nicht mit weltlichen Mitteln gekämpft werden muss, sondern Gott sich letztlich selbst bezeugt. Es ginge darum, das Göttliche in seiner Selbstevidenz wahrnehmbar zu machen. Dieser Hinweis ist entscheidend, wenn man an die vielfältigen Vorwürfe an die Kirche denkt, ihr gehe es nur um die Erringung oder die Erhaltung von Macht in Gesellschaft und über Menschen.

2) Vieles spricht dafür, dass es eine Rückkehr zu *Sichtbarkeit*, zum *wahrnehmbaren Symbol*, zum *Ästhetischen* braucht. Die Symbole, um die es hier geht, seien es nun religiöse Bilder und Plastiken, Gewänder und Riten oder Bauwerke und be-

wusst gestaltete öffentliche Räume, müssen fähig sein, die eingeschliffenen Denkmuster und Abläufe der säkularen Kultur zu durchbrechen und den Blick auf etwas Anderes frei zu geben. In diesem Sinn braucht es eine *Widerständigkeit* bzw. eine *Differenz* zum Alltäglichen und Gewöhnlichen. Doch dürfen Riten, Kleider und sonstige Symbole nicht in Selbstzwecklichkeit erstarren, sondern müssen *sich selbst relativieren*, indem sie den Blick auf etwas *Anderes* freigeben. Sie müssen ein *Angebot* bleiben, das Menschen anspricht und doch nicht zwingt.

- 3) Im Hinblick auf die Tendenzen zu innerweltlicher Perfektion braucht es alternative Bilder menschlicher Vollkommenheit, in denen auch die ethische und die spirituelle Dimension auf eine glaubwürdige Weise sichtbar werden. Auch wenn das Ordensleben als ehelose und gemeinschaftliche Lebensform tiefe Einschnitte in die menschliche Bedürfnisstruktur mit sich bringt, müssen religiöse Lebensformen gerade deshalb ein Zeugnis für gelungenes und geglücktes Menschsein geben. Es muss ansichtig werden, dass ein religiöses Leben nicht auf Kosten des Menschen geht, sondern menschliches Leben in einer spezifischen Weise zur Entfaltung bringen will. Das traditionelle religiöse Vollkommenheitsstreben ist historisch stark belastet, weil – offen oder unter der Hand – im Namen von spirituellen Idealen immer wieder Gewalt ausgeübt worden ist; auf der gesellschaftlich-politischen Ebene oder gegenüber dem eigenen Körper und seinen Bedürfnissen. Die

Antwort darauf ist nicht, religiöse Ideale abzuschaffen, sondern sich damit auseinanderzusetzen, wie sie richtig gelebt werden; so nämlich, dass sie nicht unterdrücken, sondern im Menschen Leben freisetzen und vor allem andere Menschen nicht abwerten oder ausgrenzen.

- 4) Ausgehend von dem, was eingangs über die Zeichen der Zeit, die letztlich immer auf Erfahrungen konkreter Menschen verweisen, und dann über den Prozess der Individualisierung gesagt wurde, wird deutlich, dass es die *Nähe zum konkreten Menschen* braucht. Der oft zitierte, aber sehr abstrakt verstandene Respekt vor der Menschenwürde wird hier zum Respekt vor dem, was Menschen *konkret* erleiden, erhoffen und erfahren; und für Christinnen und Christen zum Glauben daran, dass sich darin Heilsgeschichte ereignen kann. Tatsächlich sind die Biographien heutiger Menschen fragmentiert und voll von Brüchen. Oft wird darin mehr an Nicht-Können als an anmaßender Selbstüberschätzung sichtbar. In einer Welt, die plural und fragmentiert geworden ist, ist Gott nicht nur dort am Werk, wo die Lebensgeschichten der Menschen klar definierten Standards entsprechen, sondern überall dort, wo sie inmitten von Schwierigkeiten versuchen den Grundtugenden von Glauben, Hoffen und Lieben treu zu sein.
- 5) Die angesprochene Ökonomisierung aller Lebensbereiche stellt natürlich zunächst eine Herausforderung dar, Ökonomie als notwendige Basis menschlichen Lebens nicht zu negieren, sondern in ihren Gesetzmäßig-



keiten zu akzeptieren. Austauschbeziehungen und Marktmechanismen sind auch ein wesentlicher Faktor unserer Verflochtenheit mit anderen Menschen in einem ganz positiven Sinn. Auf der anderen Seite ist jedoch eine christliche Lebensform von einem anderen Grundverhältnis zum Menschen selbst, aber auch zur nichtmenschlichen Welt (materielle Welt und nicht-menschliches Leben) geprägt, als ein rein ökonomisches. Es geht nicht nur darum, den Menschen nicht vollständig zu ökonomisieren, sondern auch im *Naturverhältnis* und im *Verhältnis zu nicht-menschlichen Lebensformen* eine Dimension sichtbar zu machen, die darin mehr als ökonomische Ressourcen oder marktfähige Produkte sieht. Schließlich sollten gerade Gemeinschaften, die Träger von großen karitativen Institutionen sind, die Konflikte, in die sie zwischen ökonomischen Zwängen und zu wahren dem Respekt vor jedem Menschen geraten, als *Chance* begreifen, neue und kreative Synthesen zu finden, die ein Modell für die Gesellschaft sein können.

6) In einer zunehmend globalisierten Welt, die auf der anderen Seite ständig auseinanderzubrechen droht und in der das Aufrichten von neuen Mauern eine ständige Versuchung darstellt, könnten Orden bewusst mithelfen, ein universales Bewusstsein gemeinsamen Menschseins zu schaffen, das gleichzeitig den Versuchungen eines neuen moralischen Kolonialismus widersteht. Religionen müsse, wenn sie ihr eigenes Gottesverständnis ernst nehmen, in der einen oder anderen

Weise universalistisch denken, sie müssen aber nach einem Universalismus suchen, der die Pluralität an Kulturen und religiösen Traditionen nicht zerstört. Sie sollten sich intensiv mit Fragen von Kulturalität und Universalität beschäftigen und die damit verbundenen Probleme auf dem Hintergrund des christlichen Grundgebotes der Liebe durchbuchstabieren.

.....

- 1 Inhalte und teilweise Formulierungen des folgenden Beitrags wurden vom Verfasser schon andernorts publiziert: Walter Schaupp: Die Welt mit Gott ins Gespräch bringen. Über Zeichen und Un-Zeichen der Zeit, in: Margit Eckholt/Paul Rheinbay: Weil Gott sich an die Menschen verschenkt. Ordens-theologie im Spannungsfeld zwischen Gottesrede und Diakonie, Würzburg 2012, 71-93; sowie ders.: Wozu braucht die Welt die Orden?, in: Ordens-Nachrichten 01/2012, 3-15.
- 2 Vgl. Friedrich Wilhelm Graf, Die Wiederkehr der Götter. Religionen in der modernen Kultur, München 2004.
- 3 Vgl. Hans Joachim Höhn, Der fremde Gott. Glauben in einer postsäkularen Kultur, Würzburg 2008.